

Schwerin, 19. Juli 2018

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

Noch 12 Wochen oder 3 Monate: dann ist für Monika und mich 15 Jahre Mecklenburg ein Teil unserer Lebensgeschichte. Wir werden in ein vollbepacktes Auto steigen und nach einer 2-tägigen Fahrt in der „Via Bernadone da Quintavalle 2DA“ im umbrischen Assisi eine möblierte Wohnung beziehen. Von dort aus werden wir betend und beobachtend einen neuen Lebensabschnitt beginnen.

Ihr wart und bleibt ein Teil unseres Lebens in einem Landesteil des wiedervereinigten Deutschlands, von dem wir 2003 keine Ahnung hatten. Schon damals war uns klar, dass in Schwerin etwas ganz Neues, Andres vor uns stand. Auch wenn wir keine Ahnung hatten, wie das „Andere“ aussehen würde, wie es sich anfühlt und wie wir zum Schluss aus diesem Lebensabschnitt herauskommen würden.

Es waren gute Jahre in Mecklenburg. Und es waren schwere Jahre. In den ersten Monaten nach meiner Berentung hatten Moni und ich viel Zeit, über viele Jahre zurückzuschauen. Eine nicht einfache Aufgabe, ja Arbeit. Wir gehen auch nach manchen Verletzungen (die wir auch andern zugefügt haben!), nach manchem Missverständnis, nach mancher Ungeduld versöhnt aus unserem schönen Bundesland. Noch genießen wir die Zeit der Ernte auf den großen monokulturellen Feldern, sitzen am Strand des Schweriner Sees, flanieren am Hafen von Wismar (das uns einige Jahre Heimat war) oder an der Ostsee. Wir wissen, dass wir beim nächsten Besuch hier ein anderes Land „mitbringen“ und Erfahrungen, von denen wir heute keine Ahnung haben.

Im Augenblick sortieren wir mit dem, was wir bisher unser „Eigentum“ genannt haben auch ein Teil unserer Vergangenheit. Das ist manchmal schmerzlich, weil wir nur sehr wenig mitnehmen können. Das weitaus Meiste wird verkauft, verschenkt oder an die Kinder weitergegeben. Und doch erleben wir dieses

Weggeben als eine Art von Befreiung. Wie vieles hat sich doch angesammelt und doch haben wir es manchmal Jahre und Jahrzehnte nicht in die Hand genommen. Trennungen haben eben auch gute Seiten.

Innerlich auf diese neue Zeit vorbereitet hat uns ein Text von Ulrich Schaffer, den ich von der Pastorin aus Neustadt – Glewe zum Abschied aus einem der Lebensabschnitte hier in Mecklenburg bekommen habe:

Es ist Zeit

Wenn sich in dir alles zubereitet,
wenn der Ton stimmt,
der durch deine Knochen und Innereien zieht,
wenn dir Worte wie Offenbarungen kommen,
wenn es klingelt und jemand sagt:
Ja, du, ich will auch, ich will;
Wenn dein Blick nach rechts und links
deine Sicherheit nicht ganz verschwindet,
wenn deine anderen Pläne
wie verjährte Anklagen von dir abfallen,
wenn deine Hände und Füße anfangen zu denken,
wenn du dich leuchten spürst,
wenn alte Ketten zu Luft werden,
wenn man dich fragt
und du dich wunderst, dass man dich fragt,
wenn dir aufgeht, dass du schon mal hier warst,
wenn du keinen andern Weg mehr siehst
als den unbegangenen,
wenn dein Körper in seiner Energie summt,
wenn du willst, willst, willst,
wenn auch mit Angst,
dann ist es Zeit:
Nimm dich ernst. Werde einseitig.
Nimm Abschied.
Aber mach es kurz, sonst bleibst du.

Hier wird nichts klarer.

Mehr wirst du nur sehen, wenn du losgehst,
weil alles andere hinter der Krümmung der Erde liegt.

Geh doch los.

Ulrich Schaffer. Neues umarmen, Stuttgart 2009

Als kleinen Dank für Deine und Eure Begleitung einige der Mecklenburg – Geschichten, die ich mir zum Nicht-Vergessen in den vergangenen 15 Jahren notiert habe. Also in der Zeit, in der wir uns begegnen sind.

Soziale Kompetenz

Zum Abschied hebt sie beide Daumen nach oben und meint: „Soziale Kompetenz ist wichtig!“ Im Vorstellungsgespräch hatte sie uns erzählt, dass sie bei einem „Profiling“ des Arbeitsamtes bei der Schlüsselkompetenz „sozial“ eine steil nach oben gehende Kurve im Diagramm hatte.

Heute Abend macht es mich richtig fertig. Hunderte von Erzieherinnen sitzen auf der Straße. Zu DDR-Zeiten waren sie als Krippenerzieherinnen gefragt und beschäftigt gewesen. Noch sind die Geburten starken Jahrgänge in Kinderhort und Schule. Das ist jetzt vorbei. Nach dem Fall der Mauer und mit der zunehmenden Unsicherheit werden weniger Kinder geboren. KiTa's werden geschlossen. Es gibt Konkurrenz auf dem Markt. Wer sich nicht gut verkauft wird in den nächsten Jahren weg vom Fenster sein. Schulen werden zusammengelegt. Der Schulwegeplan sieht Fahrzeiten bis zu einer Stunde in der Stadt vor. Lehrer werden nicht mehr gebraucht. Und ab 2006 kommt der große Knick. Dann werden weniger Menschen gebraucht, die sich um Kinder und Jugendliche kümmern. Meck-Pomm blutet aus und altert.

Diese Frau versucht sich zu verkaufen. Natürlich zeigt sie sich flexibel, als ich ihr sage, dass sie innerhalb des einen begrenzten Jahres auch in eine andere Arbeit wechseln können muss. Nach dem Gehalt fragt sie nicht. Sicher würde sie auch für weniger Geld arbeiten, als für das durchschnittliche Erzieherinnen Gehalt.

Ein „Wochenende Bauchweh“ wird sie jetzt haben, sagt sie. Dabei hat sie jede Arbeitslosenzeit überbrückt. In einer Bäckerei hat sie verkauft, im Call-Center Waren angepriesen, Computer gelernt und neben Beruf und Familie noch die Erzieherin nachgelernt.

Wie sie mit ihren Finanzen klar kommt, weiß ich nicht. Auch nicht ob der Ehepartner arbeitslos ist. Viel Geld kann nicht da sein, das sehe ich als sie ihren abgetragenen Mantel zuknöpft. Wer in der

„Bis jetzt lief alles gut“, sagte der Mann, der vom Hochhaus fiel.

Aber wichtig ist nicht der Fall, sondern die Landung.“

Aus dem Film „Hass“ von Mathieu Kassowitz über Jugendliche in französischen Vorstädten. Prämiert mit der „Silbernen Palme“ bei den Filmfestspielen in Cannes 1995 für die beste Regie

Hegelstraße im 3. Bauabschnitt auf dem Dreesch wohnt und noch nicht aus den immer leerer werdenden Wohnblocks ausgezogen ist, kann kein Geld haben. Diese Frau ist beileibe niemand, der dem Staat auf der Tasche liegen möchte. Sicher eine gute KiTa-Mammi, aber niemand für unseren Jugendclub. Ich kann dem dortigen Mitarbeiter niemand an die Seite stellen, der vielleicht zu schwach ist mit schwierigen Jugendlichen klar zu kommen.

Die Arbeitslosigkeit wird zunehmen. Am Dienstagabend im Vorstand unserer Stiftung bekommt ein Vorstand einen Anruf aus dem Arbeitsministerium: „Haushaltssperre“ für alle Projekte, die noch nicht positiv beschieden worden sind. Eine Vorstandsfrau aus einem großen Diakoniewerk mit 700 MitarbeiterInnen mir gegenüber wird bleich. Als der vom Arbeitsministerium Angerufene fragt, ob diese Haushaltssperre auch ihr Werk betreffe, nickt sie. Alle diese Beobachtungen nagen die Psyche an. Ist dieses Land und diese Arbeit wirklich der Ort, an dem ich leben und arbeiten will? Geschäftsführer mitten in diesem Tohuwabohu, mitten in dieser Unsicherheit? Das erste Mal in meiner beruflichen Laufbahn ist wirklich „Schluss mit lustig“, hier ist der Ernstfall.

Abschiedsgeschenk

9,95 € kostet die europäische Straßenkarte. Ein Sonderangebot eines Buchclubs. Wer hier ein Schnäppchen machen will muss aber eine Clubkarte vorweisen. Das junge Paar mit zwei Kindern kann aber keine Karte vorweisen. „Wollen Sie eine Karte haben?“ fragt die Verkäuferin, „Sie bekommen die Karte umsonst!“ Der Familienvater verneint. „Das lohnt sich für uns nicht mehr. Wir ziehen Morgen um nach Luxemburg.“ Erst spät fällt der Groschen bei der Frau hinter der Verkaufstheke. Diese Familie will keinen Urlaub in Luxemburg verbringen. Sie wandert aus. Klar, dass sich da keine Karte mehr in Mecklenburg – Vorpommern rentiert.

So drückt die Verkäuferin beide Augen zu und macht der Familie ein Abschiedsgeschenk. Sie sieht ja die ärmlich gekleidete Familie und ahnt vielleicht, dass eine Arbeit außerhalb unseres Bundeslandes wieder Hoffnung und Zukunft

bedeuten. Hier wird es die nächsten Jahre keine Arbeit mehr für die Eltern geben. Warum also nicht die Konsequenzen ziehen und auswandern. Ein Autoatlas wird zum Erinnerungsstück, zum „weißt du noch, was wir als Letztes in Schwerin gekauft haben?“

Desillusionierung

Begriffe schwirren durch die Luft: Solidarität, Brüderlichkeit, Freundschaft, gemeinsamer Kampf, das Beste für alle wollen, Offenheit, Ehrlichkeit.

Entschuldigung: ich kann diese Begriffe inzwischen kotzen!

Wenn es ums Geld geht, um die Ausweitung der eigenen Interessenssphäre, um höheren Einfluss, um die Rettung der eigenen Projekte – dann versiegt das große Gerede zu einem spärlichen Rinnsal. Geschäftsführer sozialer Einrichtungen schrumpfen dann zu Vertretern der eigenen Interessen. Große Sozialträger handeln ihre Interessenssphären untereinander aus. Wenn die Verlierer dieser Aushandlungskämpfe dann Resümee ziehen, dann können sie in Cent und Euro ausrechnen, was ihnen noch bleibt. Es bleibt ein Raubtier Kapitalismus reinster Prägung übrig. Große Sozialkonzerne reden zwar gerne von Solidarität und Nächstenliebe. Wenn es aber um Einfluss geht, hört meist die Freundschaft aus. Die Großen mästen sich, ziehen jedes Projekt, das Geld und Einfluss verspricht an Land und übersehen geflissentlich, dass sie nicht die einzigen am sozialen Markt sind – und schon gar nicht die flexibelsten.

Wer also als kleiner sozialer Anbieter auf dem Markt überleben will, muss sich Freunde bei den Großen suchen. Gelingt es ihm nicht, ist er im inzwischen Europa weiten Wettbewerb dem Untergang preisgegeben. Aber das heißt noch nicht, dass er damit gerettet wäre. Immer wieder muss er den Großen am Tisch gegen das Schienbein treten, auf sich aufmerksam machen, beim Vergessen durch die Großen laut schreien und sich widerspenstig zeigen. Die Mächtigen gieren nach mehr. Gnadenlos nutzen sie ihren Einfluss aus.

Einen großen Fehler macht, wer glaubt, dass die Leitbilder der Großen, die vor Plattitüden nur so wimmeln, im Wettkampf etwa stören würden. Sie sind der Stoff aus denen soziale Sonntagsreden zurecht geschnitten werden. Leider oft nicht mehr. Die Oberen der sozialen Verbände sitzen im Boot der Mächtigen der Politik. Man kennt sich und man nützt die Kontakte, um sich weiter zu bereichern. Wohltuend ist es, wenn sich einer der religiös und sozial Mächtigen gegen die ach so richtigen Begriffe stellt und den Machtpoker entlarvt.

So werden soziale Verbände zu Dinosauriern: riesige Konzerne ohne Flexibilität. Beim Anhäufen von Macht und auch von Geld vergessen sie, dass sich Klima Veränderungen ansagen. Kleine Verbände reagieren auf Veränderungen sensibler, schneller, angepasster. Kreativ bemühen sich engagierte und weltanschaulich gefestigte MitarbeiterInnen um die Menschen, die die Großen schon lange vergessen haben. Sie haben wenig Zeit sich auf Sitzungen heiß zu reden und sperrige Pläne zu ersinnen. Sie haben den Menschen im Blick, der auf den Menschen wartet und nicht auf Worte ohne große Konsequenz.

...zündet Opfer an

20 Prozent der Menschen in den neuen Bundesländern gehören einer Kirche oder Freikirche an. Das war's!

Die Kirche, die mit dazu beitrug, dass das DDR-Regime kapitulieren musste, lebt heute nur noch am Rand. Nicht dass es nicht vielfältige Aktivitäten gäbe. Nein! Der kirchliche Betrieb beschäftigt seine Mitarbeiter, setzt immer wieder neue Ideen frei, denkt nach, demonstriert gegen Rechts, unterschreibt Resolutionen, hält Gottesdienste, Hauptamtlichenkonvente, Tagungen, Seminare, bildet Pastoren aus und so weiter. Das ist gut so, erfreut immer noch vor allem ältere Menschen und hält einen gewissen Wichtigkeitspegel hoch. Die gesellschaftliche Wirkung dagegen scheint immer mehr abzunehmen. Was in kirchlichen Zirkeln beraten wird, interessiert die Öffentlichkeit kaum und erreicht mit seinen Themen immer weniger die Realität der Menschen vor Ort. Wie anders kann

ich das auch verstehen, wenn das größte kirchliche Jugendtreffen in Mecklenburg sich mit Themen beschäftigt, die über „Gott liebt Dich und nimmt Dich an“ nicht hinausgehen? Oder der MV-Kirchentag den Titel trägt: „Und Abraham lachte – Leben gegen Widerstände“. Wer ist „Abraham“? Und „warum lacht er“? Und „was hat das Lachen Abrahams mit Widerständen zu tun“?

Da dreht sich doch der kleine Kreis der ChristInnen im Kreis!? Das letzte Häuflein der Aufrechten merkt gar nicht mehr, dass öffentliche Auftritte der Kirche Themen so befördern müssen, dass zum einen jeder, der ein Plakat liest, verstehen können muss, was gemeint ist und zum andern auch Themen auf den Tisch kommen, die ihr Leben betreffen.

Noch hat diese Kirche nicht begriffen, dass sie als Minderheit Werbung für sich machen muss und die vor allem mit nachvollziehbaren Fragestellungen und verständlichen Worten.

Wie fremd wir auf Nichtkirchliche wirken, ist mir gestern wieder einmal so richtig aufgefallen. Fred (Name geändert) ist seit zwei Tagen unser neuer Mitarbeiter, ein so genannter Ein-Euro-Jobber. Ich habe ihn gefragt, ob er bereit wäre mit mir zu einem Hauptamtlichenkonvent aufs Land zu fahren und aus eigener Betroffenheit zu berichten. Jetzt steht er mit mir in einer der beeindruckenden Dorfkirchen Mecklenburgs und hört solche Worte:

„Schmückt das Fest mit Maien, lasset Blumen streuen, zündet Opfer an...“ Das verstehen wohl auch Christen nicht immer! Was für ein Fest soll geschmückt werden? Was bedeutet das: mit „Maien“ geschmückt zu werden? Ist das ein Opferritus, der beschrieben wird? Der Liedvers wird dann endgültig zum Leid-Vers, wenn er vom „Siegel der Geliebten“, dem „Geist der Gnaden“, vom „güldnen Himmelssegen“ und vom „werten Pfand, mach uns bekannt wie wir Jesus recht erkennen“ spricht. Zu allem Überfluss wird dann vor unserem Vortrag zu Hartz IV auch noch ein Jesaja – Text besprochen wird, bei dem Gottes Saum den ganzen Tempel ausfüllt. Science Fiction, Fantasy, oder was?

Das ist schon harter Tobak, den der neue Mitarbeiter hier schlucken muss. War er doch vorher bei der SED-Jugendorganisation und

engagiert sich heute für die Linke in einem Ortsteilbeirat.

Das Gespräch mit den kirchlichen Hauptamtlichen versöhnt uns dann hinterher. Die Ernsthaftigkeit der Diskussion über den rechten Umgang mit rechtlosen Ein-Euro-Mitarbeitern ist dann wieder das, was ich hier so liebe. In allen Konventen hatte ich den Eindruck, dass noch Kraft da ist für ein gesellschaftliches Engagement. Selten wurde nach Vorträgen zu den Hartz-Gesetzen rein sozialpolitisch argumentiert. Immer stehen konkrete Fragen im Raum wie: „Ist es in Ordnung billige Arbeitskräfte einzustellen?“ „Nützen wir die Situation beschäftigungsloser Leute nicht schamlos aus?“ und „Unterstützen wir ein System, das einen Teil unserer Mitbürger in die Armut stürzt?“

Wenn die kirchlichen Themen, die Liedersprache, der Inhalt unserer Gottesdienste und Seminare parallel zu der spürbaren Ernsthaftigkeit auch noch in der realen Welt ankommen, wären wir als Kirche im Osten auch in der Lebenswirklichkeit in einem atheistisch geprägten Bundesland angekommen!

Geduld?

Meine Frau muss sich bei der Arbeitsagentur zwei Bescheinigungen holen. Verwundert meint sie zu der Frau am Empfang: „Ich bin doch erstaunt, wie reibungslos die Abfertigung der Arbeitssuchenden geht.“

„Mich wundert, dass die Leute noch so geduldig sind“ antwortet die Frau.

Meet The Locals

So steht es auf dem großen Werbeplakat als ich nach Schwerin zurück fahre. „Lerne die Einheimischen kennen“, ein Angebot an Raucher, die eine Reise zu den Cowboys gewonnen haben. Das ist ein Satz, der an mir kleben bleibt, wie ein Kaugummi am Schuh. Wer ein neues Land kennen lernen will, kann sich nicht nur über Reiseführer, die Zeitung oder die Fachliteratur informieren. Es reicht auch nicht, wenn ich Wichtiges von klugen Leuten vor Ort erklärt

bekomme. Alles das bleibt fade, ohne Konturen, ohne Gesicht.

Das Problem eines ganzen Landes, unserer Politiker, unserer Kirchenführer ist der fehlende Bezug zur Basis. Ein kluger Mann hat einmal gesagt, dass der erste Blick des Tages darüber entscheidet, was mir wichtig ist: Und, so fährt er fort, der Blick der meisten Großen fällt morgens auf einen vollen Terminkalender. Aber viele Termine sagen nichts über die Qualität einer Arbeit aus.

Über den Osten lesen reicht alleine nicht. Es müssen schon Begegnungen vor Ort sein, konkrete Worte von Menschen, denen ich Auge in Auge gegenüber sitze. Dann bekommen Erkenntnisse, Überlegungen, Planungen Farbe. Plötzlich sehe ich, ob ich auf der richtigen Spur bin oder ob ich nur das von mir gebe, was andere vorformuliert haben. Eigene Anschauung ist aber durch nichts zu ersetzen.

Ein bekannter deutscher Politiker schreibt über die Erfahrungen und Kenntnisse der Ostdeutschen: „Aber wo sind die Leistungen und das Leben jener Zeit geblieben? Sind sie nur Kuriositäten einer ausgestorbenen Kultur?“ (W. Thierse. Zukunft Ost, Berlin 2001, S. 21). Der Westen hat die neuen Bundesländer überrollt. Gnadenlos wurde die nicht mehr konkurrenzfähige Wirtschaft abgebaut. Das System des Westens in Verwaltung, Sozialarbeit, Justiz, der westdeutsche Wohlfahrtsstaat wurde übergestülpt, obwohl er im Westen schon an ein Ende gekommen war. Erstaunt reiben sich die „Ossis“ jetzt die Augen und fragen sich die Fragen von Wolfgang Thierse. War wirklich alles schlecht?

Niemand will mehr zurück in die alte DDR. Niemand will mehr den das ganze Leben kontrollierenden Staat. Die Zeit der „Intershops“ und des „HO“, die Technik von Robotron, die Mauer, die Vorzugsbehandlung der Parteimitglieder – diese Zeit ist vorbei. In den alten Bundesländern wissen nur wenige, was es heißt, nach der Wende ein neues Leben in einem neuen Staat aufzubauen. Diese Aufbauleistung, die grandiose Flexibilität, die Leidenschaft, der Arbeitswille und die Disziplin stecken noch in vielen Menschen. Es stimmt nicht, dass hier alle nach dem starken Staat schreien, der ihnen

helfen soll. Das hat mir das Gespräch heute Mittag erneut gezeigt.

Ich laufe in einem Dorf um eine Feuerwehrhaus herum, nur um vor meiner Heimfahrt noch zu schauen, was hier in einem Schaukasten steht. Da spricht mich eine ältere Frau an und meint: „Bleiben Sie doch hier. In zehn Minuten öffne ich das Cafe´. Es gibt frisch gebackenen Rhabarber Kuchen. Da ich eine ähnliche Situation schon einmal erlebt habe, bleibe ich. Ein Pensionär und seine Frau haben aus einem Feuerwehrhaus ein „Feierwehrhaus“ entstehen lassen. Nach der Wende sind sie aus Schwerin ins Umland gezogen, haben wegen der hohen Mietpreise die Wohnungen aufgelöst. Auf einem Stück Land, das sie Anfang der Neunziger Jahre vom Staat zurück bekamen haben Sie eine Firma aufgebaut und sich hoch verschuldet. 1995 wurden sie wieder enteignet, weil der Staat den ersten Zugriff auf das Land hatte. Mit dem Geld haben sie die Schulden abbezahlt und die Firma nach Schwerin verlegt. Drei Jahre vor der Pensionierung übergab der Mann die Firma an den Sohn und ließ sich bei ihm noch die letzten Jahre bis zur Rente anstellen. Als er dann aber die Rente einreichte, ließ man ihn wissen, dass ihm noch zwei Jahre fehlen würden, um den vollen Rentenanspruch eines Angestellten zu erhalten. Was tun, um finanziell eine auskömmliche Rente zu erhalten? Das Ehepaar kaufte sich die ehemalige Feuerwehrscheune, baute sie um und gründeten einen Kleingastronomiebetrieb. Das Geld für eine professionelle Einrichtung fehlte. So wurden die Tische selbst zusammengeschweißt, die Holzplatten selbst gehobelt. Alte Gartenstühle bekamen einen neuen Anstrich und die Plastiksessel vom Balkon wurden als Bestuhlung umgewidmet. Die Dekoration stammte aus den Umzugskisten des Umzuges aus Schwerin. Teller, Tassen, das Besteck, die Thermoskanne wanderte vom Haushalt in diese gemütliche kleine Kneipe. Ein buntes Sammelsurium von Tischdecken von Plastik-Giftgrün bis DDR-Braun zierte die Tische. Wieder einmal bestätigte sich für mich: diese Menschen sind fähig aus wenig viel zu machen. Eine Fähigkeit, die wir „Wessis“ meist nicht mehr entwickeln konnten, weil für uns alles zu kaufen war.

In den kommenden schweren Zeiten werden solche Menschen besser da stehen. Sie sind das gewohnt, was eine Bekannte neulich drastisch beschrieb: „Wir können aus Scheiße Kekse backen.“

Schlemmen für Europa

Wer jetzt eine Hetztirade gegen die unübersichtliche und wenig durchschaubare Bürokratie der EU, über von ihren Parteien nach Brüssel abgeschobene Politiker und über den Schacher um Fördermittel lesen will, sollte sich etwas anderes zum Lesen vornehmen. Dazu taugen meine Gedanken nicht. Auch wenn sie nachdenklich machen.

Wer wie ich über ein Projekt zu „Jugend und Gewalt“ in den Genuss einer europäischen Begegnung kommt, kann nachdenklich werden. Ein illustres Volk trifft sich da. Projektmanager, die von europäischer Stadt zu europäischer Stadt ziehen und ihr Geld mit immer neuen europäischen Projekten verdienen. Freundliche und engagierte Menschen, die viele Leute kennen, mit Stolz über ihre Reiseerlebnisse berichten und Projekte und deren MitarbeiterInnen mit denen anderer vergleichen. „Letzte Woche war ich Barcelona“ hört man da und „Morgen findet ein Meeting von XY auf einer Finca auf den Kanarischen Inseln statt.“ „Dieses Mal hat sich eine gute Gruppe zusammen gefunden. In der letzten Arbeitsgruppe dagegen haben sich einige von den andern abgeschottet.“ Alles ist „very busy“, immer ist „communication“ angesagt. Kinder kann sich keiner leisten, denn die Paare scheinen sich nur auf den europäischen Flughäfen zu begegnen. Die Titel der Projekte hecheln hinter den gerade aktuellen Förderprogrammen hinterher. Es geht um „lebenslanges Lernen“, um Senioren, die nicht aus der Gesellschaft heraus fallen sollen, um Technologietransfer und Demokratiebildung. Nicht immer scheint klar zu sein, ob das Projekt angepackt wird, weil es eben gerade Mittel freisetzt oder ob es um wirkliches Interesse am Thema geht. Noch unklarer ist, ob irgendjemand die Reports überhaupt liest und noch fraglicher, ob diese Projekte im nationalen Alltag überhaupt eine Rolle spielen werden.

Soweit die berechtigten Fragen.

Dieses Mal treffen sich Rumänen, Griechen, Spanier, Italiener, Schweden, Dänen, Österreicher und eben wir Deutsche aus dem Osten der Republik. Mit mehr oder weniger gutem Englisch versuchen wir uns gegenseitig zu erklären, wie sich Jugendgewalt in den verschiedenen Ländern zeigt und wie ihr begegnet werden soll. Um ganz ehrlich zu sein: das, was am Ende dann rauskommt, hätten wir in unserem Mitarbeiterteam in 30 Minuten auch zusammen bekommen und wären noch direkter am wirklichen Geschehen dran gewesen. Ein Flug durch ganz Europa, die dafür benötigte (oder verbrauchte) Arbeitszeit wäre am eigenen Arbeitsplatz vielleicht besser angelegt gewesen. Auch nicht der pompöse Lebensstil. Ich muss nicht in Vier-Sterne-Hotels schlafen. Im Blick auf die vielen Menschen in unseren Heimatländern, die mit den Ausgaben pro Person und Reise gut über den Monat gekommen wären, ist diese teure Reisetätigkeit nicht angemessen. Schon gar nicht, weil das „social program“ zum größten Teil aus Stadtführungen und opulenten Essen besteht. Wir sitzen in den ausgesuchtesten Hotels, Beiseln und Trattorias und schlemmen was das Zeug hält. Mal mit Vorsuppe, Hauptgang und Dessert und erlesenen Weinen, mal 3 Stunden bei „primi und secundi Piatti“ oder bei riesigen Fleisch- und Gemüseplatten, weil in Griechenland Essen ein Gemeinschaftserlebnis ist und nicht da Servieren „a la carte“. Der Espresso inclusive.

Und trotzdem irrt sich, der jetzt meint: „Hab' ich's doch gesagt!“ In diesen Tagen – wie zum Beispiel an denen in Genua an der italienischen Riviera – erfahren wir alle, dass es kein Kinderspiel ist, Europäer zu sein. Wir erfahren aus erster Hand von den Unruhen in Athen und Thessaloniki, von den Schwierigkeiten alter Menschen in Italien, die Südamerikanerinnen gepflegt werden und dem Fehlen jeglichen sozialen Netzes in Rumänien. Erstaunt nehmen die reichen und so satt erscheinenden Schweden wahr, dass die letzten Jahre einen Anstieg der Kriminalität gebracht haben. Mit Erschrecken nehme ich wahr, wie nah sich Rumänien und die neuen Bundesländer sind wenn es um den Systemwechsel in unseren Ländern geht. Unsere

Mitarbeiter lernen über den freundschaftlichen Kontakt zu den dänischen Tagungsteilnehmern, dass das Engagement für das Gemeinwesen und die Arbeit mit freiwilligen (bei uns die Ehrenamtlichen) Helfern etwas ist, was wir dringend lernen müssen.

Europa ist eine Lerngemeinschaft. Diese Tagungen zeigen, dass niemand die „Eier legende Wollmilchsau“ für sich beanspruchen kann. Wenn sich die Eliten der europäischen Länder nicht begegnen, können sich die Völker auch nicht verständigen. Wenn jeder bei seiner eingeschränkten Welt- oder besser: Europasicht bleibt, werden die Besserwisser wieder nur die Abschottung ihrer Märkte betreiben. Das unselige „an Deutschlands Wesen soll die Welt genesen“ wird wieder fröhliche Urständ feiern. Das nordische Rundum-sorglos-Paket wird engagierte Bürger einschläfern. Und was mir nach meinem Besuch in Genua am deutlichsten bewusst wurde: die ehemaligen Feinde sitzen sich beim Campari gegenüber, lachen, feiern und zeigen, dass in Europa eine andere Zeit eingeleitet ist. Die politischen und sozialen Unterschiede werden bei solchen meetings nicht aufgelöst. Vieles bleibt fremd, weil wir alle in den unterschiedlichsten Kulturen aufgewachsen sind – und trotzdem bilden sich bei solchen Tagen Verbindungen, Verständnis und sogar Freundschaften über alle Ländergrenzen hinweg. Was unsere Adenauers, Schumanns, Brandts und Kohls verstanden haben, als sie nach den verheerenden beiden Weltkriegen die Türen zum Westen und Osten geöffnet haben, sollte uns anspornen, weitere Schritte in diese Länder zu gehen und sie zu uns einzuladen. Das sollte uns und Europa auch mal ein Viergänge Menü Wert sein.

Schwerin hat seinen Skandal

Liebe MitarbeiterInnen,

gestern Abend war es die Toppmeldung in der Tagesschau: ein fünfjähriges Kind in Schwerin ist verhungert! Eigentlich undenkbar in einem reichen Land, das sich gerade in den Weihnachtseinkaufstrubel stürzt.

Schnell werden jetzt die Geier von der Stange rufen: „Wir haben das schon lange gesagt. Jetzt bekommt ihr die Rechnung für das Sparen am falschen Ende!“ Die Häme wird die Betroffenheit über das Furchtbare verdrängen. Die Besserwisser aus der sozialen und politischen Ecke werden sich jetzt im Interesse ihres eigenen beruflichen und politischen Fortkommens nach vorne spielen. Zahlen aus den letzten Studien zur Kinderarmut werden aus den Statistiken herausgekratzt werden, die Schnellschüsse, wie denn jetzt auf Kinderhunger reagiert werden kann, höre ich schon. Die Mitarbeiter des Jugendamtes werden gefragt werden, warum sie das verhungerte Kind nicht eher entdeckt haben. Nach Weihnachten wird der Rummel aber wieder vorbei sein. Die sozialen Träger werden weiter arbeiten wie bisher, schließlich brauchen sie das Geld der Kommunen. Die Politiker werden sich scheinbar wichtigeren Themen zuwenden. Das Sparkarussell und die Kürzungssorgien werden mit den alten Argumenten fortgesetzt.

Was mit dem Tod dieses Kindes in Schwerin grausam Wirklichkeit geworden ist, ist nur die Spitze des Eisberges. Jetzt schnell einen Schuldigen suchen, ihn aburteilen und dann wieder zur Tagesordnung überzugehen, ist das Falsche. Wir wissen aus der Psychologie und anderen Wissenschaften, dass alles mit allem zusammenhängt. Was hier an Kindern geschieht zeigt auf, wie krank unser religiöses, soziales und politisches System ist. In Kirche, Sozialarbeit und Politik hat sich ein kollektives Wegschauen breit gemacht. Obwohl wir längst wissen, dass in unserer Gesellschaft weit mehr als ein Drittel der Menschen eigentlich „vergessen“ sind (s. Überschrift in einer Wochenendzeitung in Schwerin: „Jedes Kind ist willkommen“ – in der Realität sagt die jährliche Diskussion über die Unterstützung der Jugendhäuser das Gegenteil: „Für Kinder in Plattenbauvierteln wollen wir in Zukunft noch weniger Mittel einsetzen“!), haben wir alle Zeit der Welt, uns mit unseren inneren Streitigkeiten und Lieblingsthemen zu beschäftigen. In meiner Kirche unterscheiden wir fein säuberlich zwischen einer Arbeit mit kirchlich interessierten Jugendlichen und solchen, die gesellschaftlich manchmal schwer zu ertragen sind – und für die eigentlich der Staat zuständig

ist. Jesus und die Gründer der Inneren Mission und der Diakonie sahen das anders. Bei ihnen war der von der Gesellschaft vergessene Mensch einer, in dem uns Jesus über den Weg läuft. In der Sozialarbeit reden wir schon lange über Kinderarmut, über das Kochen in unseren Jugendclubs, über Straßenkinder und Chaosfamilien. Obwohl wir aufgrund schrumpfender Budgets immer weniger Zeit in den Familien und Kindern und Jugendlichen verbringen können, schreien wir nicht auf. Solange wir die Mitarbeiter bezahlen können und die keinen Burn Out vermelden, nehmen wird das hin. In der Politik sind die Armen zum Randthema in Jugendhilfe- und Sozialausschüssen verkommen. Mit dem ewig gleichen Mantra, dass wir kein Geld haben, um uns noch mehr schwierigen Familien und Kindern widmen zu können, wird jede Diskussion über eine Veränderung abgebügelt. Natürlich sind die Eltern am Tod des Kindes schuld. Wer sollte ihnen auch die Verantwortung für die Ernährung ihres Kindes abnehmen. Das Jugendamt jetzt zu prügeln, geht am Problem vorbei. Die Mitarbeiter des Bremer Jugendamtes hatten nach dem Tod eines Jungen von „einer Schere im Kopf“ berichtet, nämlich den Druck in der Behörde keine Kosten zu produzieren. Wenn der Innenminister jetzt von einem „unfassbaren Vorfall“ redet, ist das aber schlichtweg eine Lüge. Die Probleme, dass Eltern ihr eigenes Leben nicht mehr in den Griff bekommen, dass Kinder neben vollen Einkaufspassagen (ver)hungern, kennen alle doch schon seit Jahren. Keiner kann sich jetzt schnell wegducken und die Verantwortung an andere abschieben.

In Zukunft erwarte ich zumindest von uns als Mitarbeiter eines kirchlichen Jugendhilfeträgers, dass wir den Mund aufmachen. Mitarbeiter in der Familienhilfe, der Hilfe zur Erziehung, in den Jugendclubs und der Streetwork müssen ihre Beobachtungen protokollieren und weitergeben. Nur so können wir den Skandal öffentlich machen. Dabei sollten wir uns klar darüber sein: wir reden hier nicht von einer Randnotiz, sondern von einem gesellschaftlichen Skandal! Wenn eine Gesellschaft, ihre Institutionen und ihre Mitarbeitenden kollektiv wegschauen, den schwächsten Kleinen den Rücken kehren,

Skandale verharmlosen und nur noch ihr eigenes Wohlergehen im Blick hat, hat sie die Angriffe von Extremisten von links und rechts verdient.

Wenn Atheisten...

„Ich bin Atheist. Aber wenn ein Atheist spürt, dass es mehr geben könnte, als das, was ich sehe und ein gläubiger Christ Zweifel an Gott bekommt, dann sind wir doch nah beieinander!“

...meinte der Geschäftsführer einer Wirtschaftsagentur zu mir, nachdem wir ein paar Minuten über unser Logo mit dem Kreuz diskutiert hatten.

Eigentlich war ich an diesem Morgen nur in die Agentur gekommen, um einen Stempel unter einen Kooperationsvertrag zu setzen. Für diesen Mann waren wir nur einer von zehn Partnern, die ein Projekt für schwer gehandicapte Jugendliche mit europäischen Fördermitteln auf die Beine stellen sollten. Im Vergleich zu den anderen Mitgliedern der Gemeinschaft waren wir die Exoten. Die anderen waren Bildungsträger. Europäische Fördermittel waren für sie die Chance ihre Arbeit finanziell abzusichern, weil der Markt für Bildungsanbieter eng geworden war. Da trafen sich Leute, die mit Jugendlichen arbeiteten, die noch eine Chance am Arbeitsmarkt hatten. Wir dagegen wollten uns um die kümmern, die der Arbeitsmarkt in den nächsten Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten nicht mehr gebrauchen würde.

Das Kreuz als Logo war genug Provokation für einen Mann aus der Wirtschaft um mit mir dieses Gespräch anzufangen. In einem Land, das 40 Jahre Atheismus hinter sich hat, ist das Kreuz das Zeichen einer anderen Grundeinstellung. Und Grund genug uns mit anderen Augen wahrzunehmen.

Auf der Heimfahrt geht mir noch einmal ein Satz eines Oberkirchenrates durch den Kopf, der dem Pastor einer Gemeinde in einem sozial schwierigen Viertel gegenüber verlauten ließ: die Kirche solle sich um die Verkündigung der Botschaft von Jesus konzentrieren. Die Sozialarbeit sei Aufgabe des Staates.

Wer aber bringt die Provokationen eines Jesus von Nazareth in eine Welt, deren Schlagworte „Profitmaximierung“, Auslagerung von

Arbeitsplätzen, Standortvor- und nachteile, Globalisierung, Abbau des Sozialstaates, Residualbevölkerung (Menschen, die persönlich und beruflich nicht in der Lage sind in ein anderes Bundesland gehen können um Arbeit zu finden – also arbeitslos im Land bleiben müssen) etcetera sind?

Benjamin

„Ich bin noch nie zu spät nach Hause gekommen“, sagt Benjamin. Wenn wir morgens unser Stadtteilbüro öffnen ist er oft der Erste, der uns besucht. Neugierig streift er durch den Raum. Kein Ball, keine Schere, kein Fischertechnik, keine Farbtube, kein Kühlschrank ist vor ihm sicher. An allem reicht er, alles wird betastet. Und zu allem hat er Fragen.

Benjamin ist ein Straßenkind. Nicht im Sinne der Straßenkinder einer südamerikanischen Großstadt. Nein, eines, das ein Bett hat, etwas zu essen bekommt, eine Jeans zum Anziehen hat und in die Schule gehen kann. Aber es fehlt eine Heimat. Eltern, die sich für seine Fragen Zeit nehmen und seine Umtriebigkeit aushalten.

Aber eines erstaunt mich immer wieder an Benny: er saugt neues Wissen, neue Informationen auf wie ein trockener Schwamm. Ob er Freunde findet, die sich Zeit nehmen und ihn einen gangbaren Weg führen?

Geschichten, so nebenbei

Ich bestelle mir einen Kakao in unserem Lieblingsbistro in Boizenburg. „Mit oder ohne Sahne?“ fragt die Frau an der Theke.

„Ohne Sahne“ antworte ich, „ich bin sowieso zu dick!“

Grinsend schlägt mir die junge Frau vor, doch eine weitere Jacke drüber zu ziehen.

„Nein danke, ohne Sahne. Schließlich ist Fastenzeit.“

„Ramadan?“ fragt sie?

□

Wir sind auf der Heimfahrt von Hamburg. Draußen ist es dunkel und die Kinder tauen in der Anonymität des dämmrigen Busses auf. Mitten in das Durcheinander der Kinderstimmen fragt Kai, der an eine Förderschule geht: wie alt sind die Kinder, die auf eine normale Schule gehen? und setzt dazu: „die können doch unter Null rechnen. Bei uns steht dann immer „keine Lösung“. Meine

Kollegin dreht sich zu Kai um und sagt. „Stell dir mal ein Thermometer vor. Wie heißen die Temperaturen, die unter Null gehen?“ „Minus – Temperaturen“ gibt er zurück. Und so rechnen die beiden: 5 minus sieben. Ohne Problem findet Kai heraus, dass das Minus 2 ergibt. „Siehst du, du kannst das!“ beendet meine Kollegin das Gespräch

Das Osterlamm im Stadtwald

Clara hatte uns am Dienstag vor Ostern ein Osterlamm und zwei Osterhasen aus Biskuitteig geschenkt. Damit war der Gedanke geboren am Gründonnerstag ein großes Lämmchen zu backen und den Kindern die Geschichte von diesem Tier zu erzählen.

Seit 9 Monaten arbeiten wir nun schon in einem Wohnviertel, das man getrost als <vergessen> bezeichnen kann. Am Rand einer 7.000 Seelen – Gemeinde. Eines der vielen Plattenbauviertel in Mecklenburg-Vorpommern eben. Fünfstöckige Hochhäuser, zu Beginn der Neunzigerjahre de 20. Jahrhunderts neu saniert und dann sich selbst überlassen. Ungepflegte Rasenflächen voller Zigarettenkippen, die von den Balkonen herunter geworfen werden. In den dornigen Büschen hängen gebliebener Plastikmüll. Man spürt: hier wohnt man nur vorübergehend. Wer sich das leisten kann, stellt seine alten Möbel vor das Haus und packt Partnerin, Partner und die Kinder und zieht weg in Orte, die eine bessere Infrastruktur haben. In den letzten Monaten haben wir ein Viertel der Kinder, die regelmäßig unser Stadtteilbüro in einer ehemaligen Bäckerei des Viertels besuchen verloren.

Übrig bleiben die, die keine andere Wahl haben. Und vor allem deren Kinder. Neben unseren wöchentlichen Spiel-, Sport-, Bastel- und Bildungsangeboten fehlt den Kindern etwas Entscheidendes für die Zukunft: die Erzählung über einen Gott, der sie im Gegensatz zu den oft mut- und visionslosen kirchlichen Mitarbeitern und Politikern, die ihre Entscheidungen fern ab dieser Viertel treffen für wichtig findet. Nur: wie kann die Gute Nachricht des Jesus aus Nazareth bei Kindern, Jugendlichen und Eltern landen, die seit Generationen nicht mehr viel über Religion

und besonders über den christlichen Glauben gehört haben? Oft sind wir so hilflos. Biblische Geschichten sind nicht mehr bekannt. Welche eignen sich für Menschen, die ganz weit weg von unseren Bildern aufgewachsen sind? Wie sollen wir über das Leben vor und nach dem Tod reden, wenn die verbreitete Meinung die ist, dass hinterher eh alles aus ist? Und am Gründonnerstag die Frage, wie erklären, dass Jesus unschuldig gekreuzigt wurde.

So wird das Lamm aus lauter Blätterteigröllchen gebacken und mit Zuckerguss verziert. Während das Gebackene abkühlt versteckt die Gruppe der älteren Kinder die am Vortag bemalten Eier im Stadtwald und lädt die später hinzugekommenen Kleineren zum Eiersuchen ein. Als dann alle Eier gesucht sind, sitzen wir im Kreis mitten auf dem Waldweg. Was ich dann über die Geschichte des Osterlammes erzählt habe, haben die Kinder vielleicht nur begrenzt verstanden. Vielleicht ist nur der Name von Jesus und dass das Osterlamm irgendwas mit Religion zu tun hat, im Gedächtnis geblieben. Vielleicht bekommen die Kinder später einmal die Verbindung zwischen unserer Art des Umgangs mit ihnen und Jesus bzw. dem christlichen Glauben hin – wir wissen es nicht. Aber uns war es lieber, unsicher von unserem Glauben zu erzählen, als gar nicht.

Am Ende des Abends haben wir dann das gebackene Osterlamm mit den Kindern und den Eltern vertilgt und hatten das Gefühl, dass beide gerne noch länger mit uns zusammen geblieben wären.

Die reine Lehre

Am Montag war Schulung bei einer Projektgruppe, die Kindergärtnerinnen in Sachen Demokratie schult. Viel war die Rede von Menschenrechten, von Opposition (wenn morgens der Milchmann klingelt, weiß ich, dass ich in einer Demokratie lebe: Churchill), von Nazifamilien, die ihre Kinder in Lagern indoktrinieren und von einer wehrhaften Demokratie. Unsere MitarbeiterInnen haben immer wieder nachgefragt. Was denn mit Menschen sei, die sich an der Gesellschaft gar nicht mehr beteiligen wollen, weil sie wissen, dass sie sowieso nicht gehört werden. Oder wie

denn mit einer Demokratie umzugehen sei, die von der Wirtschaft gesteuert wird. Lächeln musste die MitarbeiterInnen als sie über die Volkssouveränität informiert wurden. In unserer Arbeit in den Plattenbaugebieten war davon nicht viel zu spüren. Wenn 30 Prozent der Bevölkerung nicht mehr am Erwerbsleben teilhaben schwindet ihre Bereitschaft zur Mitarbeit an der Gesellschaft. Hartz IV-Bezieher – das haben die meisten liebvoll erfahren, werden einfach nicht mehr gehört. Oder wir verwiesen auf das neueste Sparpaket der Bundesregierung, das gerade heiß diskutiert wird. Die Diskussion allerdings spielte sich nur an der Spitze des Sparpakets ab: Stromkonzerne kämpften über Geheimvereinbarungen mit der Bundesregierung darum, möglichst wenig von ihren Zusatzgewinnen der Atommeiler abzugeben. Apotheker hatten sich durchgesetzt um mehr vom Gewinn ihrer verkauften Medikamente behalten zu können. Dort oben war die Lobby doch sehr erfolgreich. Am unteren Ende des Sparpakets war es seltsam ruhig, auch bei den Oppositionsparteien. Niemand sprach mehr über die Kürzungen der Familienhilfe, über die Kürzung der Heizkostenhilfe. Sollten sich doch die Bezieher von Heizkostenhilfe einen Pullover anziehen.

Das war die reine Lehre, wie Demokratie sein sollte. Natürlich waren alle Aussagen richtig. Aber waren das die richtigen Argumente gegen den Rechtsradikalismus? Alles klang in unseren Ohren so wie: hier sind die Guten und dort stehen die Bösen. Wie sieht das aber im Alltag aus? Ließ sich dieses eindeutige Feindbild da umsetzen? Gab es da nicht auch die Grauzonen wie überall im Leben? Trafen sich da nicht rechte Eltern, die ihre Kinder liebten und die Eltern, die vielleicht demokratisch wählten (wenn überhaupt!) und ihre Kinder auf der Straße herumstreuen ließen? Gestern war so ein Tag, der mich sehr nachdenklich gemacht hat. So deutlich hatte ich die Welt im Stadtteil, in dem sich Kinder und Erwachsenen aus der rechten Szene mit denen mischten, die eine andere Sicht auf die Dinge hatten.

Im Jugendclub in Neustadt – Glewe sitzen die jungen Rechten mit ihren eindeutigen Bekenntnissen und sind durchaus ansprechbar.

Der Hallenwart hat diese Jugendlichen im Blick und spannt sie immer wieder bei Veranstaltungen ein. Eines der Kinder, die in der Halle Fußball spielen, kommt mit einem Thor Steinar T-Shirt zum Fußballspielen. Ein T-Shirt, das im Handel frei zu erwerben ist. Sollte man ihn deshalb in eine politische Diskussion reinziehen oder gar der Halle verweisen? Ist es nicht besser ihn und die Eltern im Blick zu haben? Die Abgrenzung in Sportvereinen und der Feuerwehr ist nicht so einfach, weil sich hier Menschen unterschiedlicher politischer Einstellungen treffen, die ja auch im Alltag Seite an Seite arbeiten oder abends ihr Feierabendbier auf den Treppenstufen vor ihren Wohnblocks trinken.

Als ich um 16.30 Uhr ins Stadtteilbüro zurückkomme, kommt Anna-Lena, die Tochter einer rechten Familie vor Freude strahlend auf mich zugelaufen und erzählt, dass ihre Mutter ihr erlaubt habe zu uns zu kommen. Wenig später tauchen auch die Eltern auf. Der glatzköpfige Vater mit seiner Frau und jüngsten Tochter und ein anderer Mann mit dem „Krawallbrüder“ auf dem Sweatshirt. Hauke kommt mit den beiden Frauen sofort ins Gespräch und lädt sie zu einem Müttertreff in zwei Wochen ein. Inzwischen sind auch die Mitarbeiterin vom Kreisjugendamt aus Ludwigslust und zwei städtische Mitarbeiterinnen eingetroffen um einen Blick auf das Stadtteilbüro zu werfen. Als sie gehen, habe ich den Eindruck, dass sie eher fliehen, weil ihnen die auffälligen Leute vor dem Stadtteilbüro nicht behagen. Gegenüber stehen am Ende des Abends mehrere Jugendliche vor einem blauen Transporter, die auch zur rechten Szene gehören.

Am Ende unseres heutigen Einsatzes werte ich mit Hauke den Mittag im Stadtteilbüro noch aus. Ist es uns über die Kinder gelungen Zugang zu rechten Familien zu bekommen oder sind die beiden Familien nur so ansprechbar, weil sie die Order bekommen haben, uns auszuspionieren? Oder versuchen sich die beiden Familien bei uns einzuschleichen, um für sich einen Platz im Stadtteilbüro zu ergattern und ihr eigenes Programm auf unserem Rücken und möglichst noch auf unsere Kosten vorzubereiten? Sind wir einfach zu naiv und zu positiv eingestellt und

müssen uns auf herbe Enttäuschungen einstellen?

DDR Pädagogik

Seit gestern geht mir der pädagogische (Nicht-) Ansatz hier auf den Keks. Beim Gespräch mit Nancy, unserer Nachfolgerin wird klar, dass wir 20 Jahre nach der Wende immer noch keinen Wechsel im pädagogischen Ansatz haben. Mein Streit mit einer Mitarbeiterin des Schweriner Jugendamtes und dem Geschäftsführer eines sozialen Trägers kommt mir gerade wieder hoch. Sie wollten eine Pädagogik für die Standards der Schulsozialarbeit festgelegt haben, die für das Kollektiv erzieht und die Einordnung in die Arbeitswelt als eines ihrer höchsten Ziele festschreibt. Das war ein harter Kampf damals, die beiden davon zu überzeugen, dass auch die Förderung des Individuums – unabhängig von seiner späteren Verwendbarkeit und Einsatzfähigkeit zu einem pädagogischen Ansatz gehört. Der Mensch ist mehr als Berufsfrühorientierung, mehr als Teil eines Kollektivs (und dessen an die jeweilige politische, soziale angepasste Sichtweise), mehr als ein Wesen, das nur soziale Kompetenzen zu lernen hätte, um dann in das jeweils herrschende System eingepasst zu werden.

Von Beginn unserer Arbeit mit dem Volx Mobil stoßen wir auf eine Pädagogik, die Kinder und Jugendliche beschäftigt, sie umsorgt, bemuttert und dafür sorgt, dass Ruhe ist. Was ich die letzten Jahre an Pädagogik erlebt habe erinnert an die bekannte Schokoladenwerbung „quadratisch, praktisch, gut“ oder den bissigen Satz aus der Altenpflege „Hauptsache, satt und sauber.“ Ich will nicht abstreiten, dass viele der Pädagogen die anvertrauten Kinder und Jugendlichen von Herzen gut gesinnt sind, aber ich bekomme das Gefühl nicht los, dass Kinder und Jugendliche immer kleine Erwachsene sein sollen – mit den gleichen Ansichten von Ruhe, Ordnung und Einpassung. Nur selten habe ich in den letzten Jahren erlebt, dass Pädagogen von der Förderung der Möglichkeiten der ihnen Anvertrauten gesprochen haben. Fast immer wurde verwahrt, befriedet, ruhig gestellt, eingepasst.

Sicher: unsere Kinder hier im Stadtteilbüro müssen auch lernen in einer Gruppe zusammen zu leben, zu spielen und zu arbeiten. Aber dabei verlieren wir nicht den einzelnen aus dem Blick. Aber es geht nicht nur um soziale Kompetenzen, sondern um das Herausfiltern von Fähigkeiten und Möglichkeiten Einzelner, damit Kinder und Jugendlichen aufgrund einer jahrelangen Förderung ihren Platz in der Familie und der Gesellschaft finden können. Beim ganzen Spielen, Basteln, Kochen, Ausprobieren, einen Stromkreislauf zusammen bauen, beim Gespräch, beim Streit, beim Sport, beim Fotografieren und Klettern werden soziale Fähigkeiten mittrainiert, weil der Mensch nicht nur Individuum ist. Aber die Gleichförmigkeit und die Anpassung an das Kollektiv ist nicht primäres und vor allem einziges Ziel auf einem langen Erziehungsweg. Kann es sein, dass dieses Insistieren auf dem „sozialen Kompetenztraining“ ein Zeichen einer verdeckten Fortführung eines in sich überholten Erziehungssystems ist, es also nicht um die Stärkung des Individuums geht, sondern um die Einpassung ins System der Schule, der Arbeitswelt, der Gesellschaft? Dann ist auch der immer gehörte Satz: „Alle müssen gleich behandelt werden“ zu verstehen, der kein Kind, keinen Jugendlichen wenigstens für eine kurze Zeit etwas ganz Besonderes sein lässt? Nur wenige glauben doch noch, dass es möglich ist, in einer Familie alle Kinder gleich zu erziehen. Eltern müssen doch in der Lage sein, Kinder entsprechend ihrer Anlagen, Fähigkeiten und Problemen unterschiedlich zu erziehen. Was für die Eltern gilt, gilt erst recht für die Pädagogen. Die Kinder und Jugendlichen aus unseren Vierteln benötigen für eine bestimmte Zeit eine besondere Aufmerksamkeit, eine Art positiver Diskriminierung, um das zu lernen, was ihnen dann eine Einordnung in die Gesellschaft ermöglicht. Was soll das denn, wenn beim Gespräch mit unserer Nachfolgerin heraus kommt, dass das Kochen mit den Kindern nicht mehr stattfinden soll, weil die Kinder das bisschen Essen bei uns kostenlos bekommen (weil es ja pädagogisches Mittel ist!), weil im Hort und in der Jugendbegegnungstätte bezahlt werden muss. Das Beharren auf der Gleichbehandlung ist nur oberflächlich

berechtigt. Unsere Kinder gehen nicht in den Hort. Unsere Kinder und Jugendlichen hängen den ganzen Mittag auf der Straße rum. Unsere Kinder haben oft nichts im Bauch, wenn sie bei uns aufschlagen und suchten zu Beginn unseres Einsatzes immer wieder nach Süßigkeiten, um den permanenten Hunger zu stillen. Seit unserer Mitmachküche gibt es das nicht mehr! Wo bleibt eine Gleichbehandlung, wenn Kinder durch die Armut und den manchmal schwierigen Umgang der Eltern mit dem Geld abgestraft werden. Sollen sie deshalb lieber nichts lernen, sich lieber nur von billigen Süßigkeiten (die sie bei fehlendem Geld auch bei andern Schnorren) ernähren? Hier wird die sogenannte gleiche Behandlung zu Ungerechtigkeit.

Konkret:

im Gespräch mit Nancy, unserer Nachfolgerin im Stadtteilbüro musste ich mich gestern enorm zusammen reißen, um nicht abweisend zu werden. Nancy ist 27 Jahre alt, war also zur Zeit der Wende erst sieben Jahre. Aber sie hat die Vorlagen der älteren Krippenerzieherinnen schon lange verinnerlicht. Da bestimmt eine Generation von Erzieherinnen von gestern die Lernfelder junger Erzieherinnen. Fast empathielos verkündet Nancy uns, was bei einem Gespräch ohne unser Team bereits festgelegt worden ist. Die Kinder sollen in Zukunft nicht mehr vor dem Stadtteilbüro herumtoben können, weil sich wohl Bewohner beschwert haben – obwohl wir bei jeder Gelegenheit auf den Spielplatz, an den Flugplatz oder einmal in der Woche in die Sporthalle gehen. Gekocht werden soll auch nicht mehr, weil sich da ja die Gewerbeaufsicht beschweren könnte. Überlegungen gehen dahin die Tafel ins Stadtteilbüro zu holen. Au weia! Wieder diese Versorgungsmentalität. Die Armen hier sollen abgespeist werden. Eigenbeteiligung wie in unserer Mitmachküche – Fehlanzeige. Noch niemand scheint kapiert zu haben, dass wir nicht um des Kochen willen am Herd stehen, sondern weil Kinder und Jugendliche etwas lernen sollen, was wir von den Eltern oft als Fehlanzeige erlebt haben: diese kennen kaum Koch- und Backrezepte, kaufen die Fertigsuppen und –soßen der großen Konzerne (oft das, was die Werbung gerade in den Vordergrund schiebt),

geben Geld für Convenience Produkte aus, die krank machen. Niemand scheint im Blick zu haben, dass Kinder und Jugendliche hier für ihre Zukunft lernen.

Schon heute sehe ich das Projekt hier scheitern. Bald werden nur noch kleine Mädchen kommen, die Nancy aus dem Hort kennt – ein zweiter Aufbewahrungsort wird entstehen. Schwierige Kinder und Jugendliche werden nicht mehr kommen wollen, weil sie sich anpassen müssen ohne mit Liebe in die Gemeinschaft hereingenommen zu werden. Diese Kinder sind schon zu lange sich selbst überlassen worden, als dass sie sich mit dem „Schscht“ und „Gib doch endlich Ruhe“ (das ich bald nicht mehr hören kann“ einordnen lassen würden. Wo die Geduld fehlt, Kindern und Jugendlichen einen (längeren) Lernprozess einzuräumen, werden sie wieder auf die Straße zurückgehen. Eine Gina, ein Dani, eine Jessica, eine Patricia, der kleine Thor, Franzi, Tobi – sie alle werden wieder auf die Straße getrieben. Sie werden sich nicht einbauen lassen. Sie werden nicht still sein und ihre oft schwierigen Verhaltensweisen werden sie draußen besser leben können.

In diesen vergangenen 7 Monaten haben wir erlebt, was es heißt, Kindern mit Liebe, mit Respekt vor ihrer kleinen Persönlichkeit und mit Interesse an ihren Fähigkeiten zu begegnen. Diese Kinder und Jugendlichen haben in dieser Zeit gelernt, Abläufe in unserem Stadtteilbüro als ihre zu akzeptieren. Freudig haben sie mit uns experimentiert. Viele der Kinder, die nicht an ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten geglaubt haben, können inzwischen mit Küchengeräten umgehen, schreiben Rezepte ab, spülen und trocknen ab. Spielzeug wird wie selbstverständlich aufgeräumt. Wer andere geärgert hat, lernt sich zu entschuldigen und mancher, auf dessen Stirn „Opfer“ zu stehen schien, wehrt sich inzwischen.

Und eines haben wir noch gelernt: wenn sich Menschen aus der Innenstadt nicht haupt- und ehrenamtlich engagieren können oder wollen (diese Stadtteile und ihr Milieu sind für viele so weit weg, wie die Favelas in Rio), werden die zupacken, die andere schon lange abgeschoben haben. Wie verächtlich sind die Pädagogen in Neustadt – Glewe mit dem Ex- Alkoholiker und

Frührentner Alfons umgegangen. Dieser Mann ist hier eine Nicht-Persönlichkeit, einer der es nicht wert ist, angehört zu werden. Heute zieht sich Alfons besser an. Seine Hände sind sauber. Inzwischen hat er sogar Kontakt zu einigen Kindern bekommen und wenn es darum geht, das Material im Stadtteilbüro aufzuräumen und Sport- und Spielgeräte zu reparieren, macht ihm das so schnell keiner nach. Auf die Aussage der Pastorin, dass er in letzter Zeit sehr viel gepflegter daher käme, hatte er geantwortet: „Das kommt, wenn man Respekt entgegen gebracht bekommt.“ Mit dem Satz: „Ich habe Zeit!“ hatte er sich monatelang seine Mitarbeit angeboten. Leider ist ihm gestern bewusst geworden, dass seine Zeit im Stadtteilbüro abläuft. Unsere Nachfolgerin, der er gestern seine weitere Mitarbeit angeboten hatte, wollte ihm zum Abschied nicht einmal die Hand zur Verabschiedung reichen: „Ich werde die Zeit, in der ihr hier seid noch genießen“ ruft er bevor er geht ins Stadtteilbüro hinein. „Wenn ihr weg seid, spiele ich hier keine Rolle mehr!“ Und Dagmar, die Mutter einer behinderten Tochter kümmert sich inzwischen um die kleineren Kinder und sorgt dafür, dass das Geschirr aufgeräumt und gespült wird.

Vielleicht ist es doch so, dass nur ein Glaube, der jedem Menschen Achtung und Liebe zuspricht, in der Lage ist Menschen zu verändern. Pädagogik allein ist nicht in der Lage die Schwere zwischen arm und reich, zwischen besser und weniger gut beleumundeten Stadtteilen zu überspringen. Pädagogik, die nur betreut und sich kümmert lässt den Menschen in seiner Unmündigkeit. Sie ist nur eine andere Form von Entmündigung.

Gedanken, so nebenbei

Die Kirche ist keine Heimat mehr, weil sie sprachlich, spirituell, sozial und politisch nicht mehr anschlussfähig ist.

Der Glaube, dass es Priester, Pastoren aus eigener Kraft eine Umkehr schaffen können, ist ein großer und gefährlicher Irrtum. Sie werden nicht den Trend umkehren, sondern im Burnout landen.

□

Wer glaubt, dass die böse Saat, die die Rechten auf den Märkten, im Parlament und auf ihren Versammlungen und Freizeitangeboten in die Herzen junger Menschen säen mit den bisherigen Methoden, den Regionalzentren, mit Reden, Büchern und wissenschaftlichen Untersuchungen ausgerottet werden könnte, irrt sich gewaltig.

□

Unser Volk: ein Volk ohne Hirten mitten in der Krise des Kapitalismus.

□

Nicht die hohen Sozialausgaben haben unser Land, Europa und die USA an den Rand des Ruins gebracht, sondern die Spekulanten.

□

Es gibt keine Mission an sich. Unsere Bilder von Missionaren leiden an den alten Erzählungen von Menschen, die scheinbar nur gepredigt haben. Der heutige Missionar ist ein Prediger, der die Konsequenzen seiner Botschaft in die jeweilige Praxis spielen muss.

□

Wenn wir im Wahlkampf des Landes 2011 überhaupt etwas bewirken wollen, dann müssen wir das offensiv machen. Der Wert einer Demokratie entscheidet sich nicht in Zeiten, in denen es gut läuft, in denen der Rubel rollt, sondern in der Krise. Die Angst vieler Menschen vor dem Druck der Rechten, deren professionelle Vorgehensweise lässt auf einen klaren Plan schließen um Deutschland mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu kämpfen. Dieses Kämpfen hat nichts mit Verlautbarungen zu tun, sondern mit dem wöchentlichen konsequenten Ansprechen von Menschen aus dem Volk. Gelingt das in den nächsten Jahren nicht, wird es selbst in den scheinbar besser dastehenden Dörfern und Kleinstädten unseres Bundeslandes zu national befreiten Zonen kommen.

□

Ich bin Teil eines Volkes, das nicht mehr bereit ist für sich selbst zu kämpfen. Müde und vollgefressen räkeln sich die Eliten in ihren Zirkeln und das Volk vor den verdummenden Fernsehprogrammen und der nicht auszuweichenden Beeinflussung durch die Werbung. Es ist, als ob sie das da draußen gar nichts mehr angehe. Ich höre nichts vom Kampf der Demokraten um unser System, kein Wort zu einer Erneuerung der Demokratie (die es dringend notwendig hätte!), kein Aufbegehren der Gläubigen gegen die Gerechtigkeitslücke im System und kein Gebet für unser leer gelaufenes Land. Wir wehren uns gegen eine scheinbare Übernahme unseres Landes durch einen militanten Islam und haben selbst keinen Glauben an das jüdisch-christliche Fundament Deutschlands und Europas. Die Götter haben komplett gewechselt: Geld, Macht, Spekulation, Sex, Gemütlichkeit, das neu eingerichtete Wohnzimmer mit dem Nippes von Ikea, der Bücherschrank als Altar unserer Weltläufigkeit. Selbst die, die sich Christen nennen haben es sich schon lange, zu lange in unserem reichen Land eingerichtet. Sie wissen alles, haben alles gelesen, kennen die Statistiken und können auch im Gespräch mit säkularen Partnern als gleichberechtigt durchgehen. Wir sind müde geworden. Unser Leben teilt die Woche zwischen 8 – stündigem Arbeitstag und dem Wochenende. Niemand darf uns in die Quere kommen. Niemand zur falschen Zeit klingeln und Einlass begehren. Den letzten Kämpfern wird höflich Beifall gezollt, um dann nach der Vorführung eines der letzten Exemplare der Engagierten zu den Lieblingsthemen überzugehen. Kotz!

□

Madeleine Delbrel, französische Sozialarbeiterin

„Wenn es auf einer neuen Straße häufiger zu Unfällen kommt, ist nicht die Straße daran schuld, sondern die Unerfahrenheit derer, die auf ihr unterwegs sind.“

Das ist ein beruhigender Satz. Es befreit von dem Druck alles recht machen zu wollen und zu können. Immer wieder fahren wir an Grenzen und müssen uns neu überlegen, wohin sich die Richtung entwickelt.

Gott mit uns

„Ich bin auch einer von euch!“ sagt Marco grinsend, zieht den Pullover hoch und zeigt mir sein seinen Button auf dem Koppelschloss. „Gott mit uns“ steht drauf, der gotteslästerliche Versuch des Dritten Reiches seiner grausamen Expansionspolitik noch etwas Religiöses einzuhauchen. Stolz zeigt er mir seinen Button an der Jacke, auf dem „White Pride“, das Motto der Überlegenheit der weißen Rasse steht.

Am Folgetag sitzt ein junger Mann bei mir im Büro. „National erzogen“ in Berlin – Marzahn sagt er. Nach einem langen Gespräch habe ich ihn gebeten vor einem weiteren Gespräch alles aufzuschreiben, was sein Leben in Unordnung gebracht hat. Das erste, was dann aus ihm herausbricht, sind Taten aus seiner nationalen Zeit. „Das tut mir heute Leid!“

Nichts Besonderes?

Heute Morgen fragt die Sekretärin: „Hast Du heute was Besonderes im Terminkalender stehen?“ Das hat sie noch nie gefragt und sollte wohl eher ein Scherz sein. Mich hat es aber neugierig gemacht, ob aus den drei üblichen Mittwochsterminen ein anderer ungewohnterer Tag werden könnte.

Um 11 meine meint Gesprächspartnerin, dass es im Mitarbeiter_innen – Team unserer heutigen Kindergruppe ziemlichen Ärger gebe. Und schon waren wir im Gespräch, wie dieser Konflikt geschlichtet werden könnte. 30 Minuten später sitze ich in der Wohnung eines Mannes, der weiß, dass er noch in diesem Jahr sterben könne. Krebs. Er zeigt mir seinen Hausaltar mit einem indischen und einem tibetischen Buddha und den Gebetsteppich, den er täglich zu Meditation, Tai Chi und einer Andacht ausrollt. Gegenüber hängt über zwei Tabakschachteln das Kruzifix seiner verstorbenen Mutter. So reden wir über Religion im Allgemeinen, über Meditation, über Stille vor Gott und das Sterben. Als ich gehe fällt mir ein, dass die Tür des Kühlschranks offen steht, weil dieser abgeschaltet ist. „Da ist eh nichts drin!“

sagt er. Ich verspreche ihm, vor meiner Rückkehr in das Gemeindehaus noch etwas zum Essen mitzubringen. Am Ende des Monats ist oft kein Geld mehr im Portemonnaie. Dass ich an diesem Tag noch einmal in die Wohnung des krebserkrankten Mannes zurückfahre, ist von höherer Hand geplant. Auf der Fahrt in den Wohnblock treffe ich Manuel. Ein junger Mann, der alkoholkrank ist und den ich seit Wochen weder per Telefon, SMS oder in seinem Wohnblock finden kann. Ich schreie ihm hinterher, weil ich vermute, dass er mich jetzt nicht treffen will. Die Kiste Bier, die er trägt ist der deutliche Beweis, dass er abgestürzt ist. Alkoholismus hin oder her: es ist egal. Ich bin dankbar ihn getroffen zu haben. Wir sprechen über seinen Zustand, über den Verlust der gerade doch so erfolgreich begonnenen Arbeit und die Scham, sich als Verlierer gegen den Alkohol outen zu müssen. Zum Schluss habe ich den Eindruck, mit ihm mitten auf der Straße, auf der Fahrbahn, neben einem leeren Bierkasten beten zu sollen. Wir schließen die Augen und jeder spricht ein kurzes Gebet mit der Bitte an Gott Manuel zu helfen aus der Niederlage heraus zu kommen. Als ich kurz darauf wieder zurückfahre, sehe ich, dass er auf meinen Rat gehört hat, und sich kein weiteres Bier gekauft hat.

So ist die Arbeit in diesem Stadtteil. Gott ist auf der Straße gegenwärtig. Auch wenn eine Autofahrerin wütend hupt, weil wir mitten auf der Straße stehen – und beten!

Heute ist ein ganz besonderer Tag!

Red Bull

Als er morgens zur Arbeit kommt, hält er eine Mixery – Aludose in der Hand. 70% Bier und 30% Taurin und Coffein. Ein Wachmacher und Aufputschgetränk. Ich spreche ihn auf den Alkohol an, weil wir keine Ehrenamtlichen wollen, die am Austeiltag der Tafel mit einer Alkoholfahne mitarbeiten.

Ein anderer Mitarbeiter meint: „So ein Getränk habe ich auch, aber ohne Alkohol Sagt´s und zeigt uns eine leere Dose eines gleichartigen, nur alkoholfreien Getränks.“

Wir kommen ins Gespräch. Ich frage, warum sich die Männer mit einem solchen Mittel

aufputschen. Was dann kommt, lässt gleich mehrere Kronleuchter bei mir aufleuchten. „Wir trinken das immer, wenn uns ein Mitarbeiter aufregt, der mit einer lauten und nervigen Stimme spricht.“ Sie trinken den Stoff also nicht zum Aufputschen, sondern zum Abregeln.

Ich kann mir das schwer vorstellen. Wenn mich dieser Mitarbeiter nervt, sage ich „Einfach mal die Klappe halten!“ Und dann ist Ruhe.

Unter welchem inneren Stress stehen diese Männer, dass eine kleine Aufregung eine solche Aggression zum Ergebnis hat?

Seit heute verstehe ich das große Problem unseres Stadtteils. Hier brodelt ein großer Kessel voller Aggressionen. Der geringste Anlass kann den Kessel zum Überlaufen bringen. Ein Behinderter, der sich ungewohnt verhält. Ein Schwarzer aus dem Asylbewerberheim, der nach einem bösen Flugblatt von <Pro NRW> für seine vierköpfige Familie scheinbar 4.000 Euro erhält. Ein Betrunkener, der in der Straßenbahn herumschreit.

Kein Wunder, dass die Polizei schon seit Jahren eine Liste von Stadtteilen führt, in denen der Kessel ganz besonders brodelt.

Schwul – oder was?

In Paris ist ein Wohnviertel der Juden verwüstet worden. Anlass ist der Angriff der israelischen Armee auf Gaza. Bei Demonstrationen in Deutschland fallen Schimpfworte gegen Juden. Alle sind empört. Klar, dass die offiziellen Stellen jetzt vom „Das darf nicht sein!“ reden. Aber wie falsch ist das. Schon seit Jahren sagen französische wie deutsche Soziologen, dass die Zeit kommen wird, an dem weitere Vorstädte rebellieren werden. Längst gibt es in Deutschland eine Liste der Orte, die von der Polizei als gefährlich eingestuft werden.

Wer weit weg in den Innenstädten lebt, bekommt davon nichts mit. Wie sollte er auch. In der Welt der geordneten Vorstädte und in den Einkaufsmeilen wird das Drama, das sich in den Vorstädten ankündigt – seit Jahren schon – schnell verdrängt. Notfalls kommt ja die Polizei und sorgt für Ordnung. Und dann wird weiter geschlafen bis zum nächsten Aufstand. Und kommen sie mit großer Regelmäßigkeit wieder:

diese Betroffenheitsbekundungen, dieses wie von Neuem Erschrecken, diese sich stets wiederholenden starken Worte, dass diese bösen Auswüchse bekämpft werden müssen. „Bis auf die Wurzel“ tönte ein früherer französischer Präsident. Wer aber nur dann in die gefährdeten Vororte schaut, wenn es knallt, hat seine Legitimation verloren.

Wenn ich von möglichen kommenden Aufständen rede, wird es ganz still. Meine Kollegen, Kirchengemeinderäte, kirchliche Hauptamtliche, Politiker und soziale Partner an den runden Stadtteittischen wollen sich lieber mit zweitrangigen Engagements beschäftigen: dem Kurz – Zeit – Hype der Stadtteilfesten, der Bürgermeilen, der Tage der Demokratie. Schöne Fotos gehen durch die kommunale Presse. Alles so schön bunt hier. Viele Menschen engagieren sich, tun Gutes bringen Menschen zusammen. Ich erlebe das zunehmend wie schöne Blumen vors Fenster stellen, um den Dreck der Straße nicht sehen zu müssen. In Zeiten, in denen unsere Stadtteile verschleiern „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ genannt werden, das Jobcenter trotz ihres Namens keine Jobs für Langzeitarbeitslose hat, in der von Inklusion geredet wird und gleichzeitig unsere Stadtteile exkludiert werden, ist der prophetische Hinweis auf das, was nur knapp unter dem Pflaster liegt, ungeliebt. Nicht umsonst beginnt der französische Spielfilm „Hass“ mit dem Satz: „Bis jetzt lief alles gut, sagte der Mann, der vom Hochhaus fiel. Aber wichtig ist nicht der Fall, sondern die Landung.“

Ich spüre inzwischen die Labilität unseres Wohnviertels. Noch halten sich Frust und Ablenkung der Menschen von ihrer desolaten Lage die Waage. Aber irgendein nichtiger, fast alltäglicher Anlass könnte Morgen der Beginn heißer Tage werden.

Heute habe ich die afghanische Familie aus dem Wohnheim für Asylbewerber nach einem Arztbesuch zurück in ihren Block gebracht. In der kurzen Zeit, in der ich mich von der Familie verabschiedet habe, sind drei Gruppen von Passanten an uns vorbei gegangen. Alle haben mit einem ablehnenden Blick zu uns herüber geschaut. Zum Schluss haben sich der Afghane und ich nach afghanischer Sitte unter Männern

drei Wangenküsse gegeben. Einer der drei Männer, die gerade passierten, sagte laut und verstehbar: „Schwul – oder was!?“ Der Gesichtsausdruck und der Ton der Stimme waren feindlich.

Wenn Morgen ein junger Asylbewerber einen Deutschen in der Schule tätlich angeht oder dieses Gerücht nur durch den Stadtteil geistert, wird aus einer schwierigen Situation möglicherweise ein Aufstand.

Aber vielleicht übertreibe ich auch!?

Tagebucheintragungen

Wenn ich heute zu „DWS“ (Deutschland wehrt sich) gehe und auf der Seite der Gegendemonstranten stehe, weiß ich von Jesus, dem Retter. Dieser Retter ist einer, der die zerschellten „Schiffe“ aller Demonstranten sichtbar macht. Wir sind alle in ein schwankendes Fahrwasser geraten. Die Verunsicherung der Menschen macht DWS sichtbar. Die Menschen suchen nach Halt, nach Rettung, nach Sicherheit. Diese Sicherheit aber gibt es nicht wieder. Wir rasen mit einer beängstigten Geschwindigkeit von einer Krise in die nächste. Viele Menschen spüren das tief in sich drin. Und viele wissen nicht mehr, was sie mit diesem Unsicherheitsgefühl machen sollen. Deshalb steigen sie auf manches Pferd, das eigentlich schon lange tot ist. Wir müssen aber beachten: die Verunsicherten befinden sich auf beiden Seiten der Straße. Niemand sollte uns erzählen, dass er die Antworten auf alle diese Fragen hätte. Es hat schon seinen Grund, dass ich zwischen diesen beiden Demonstrationsgruppen nachdenklich und betend stehe. Die Hardliner und Besserwisser auf beiden Seiten sind mir suspekt.

Gottesbilder

In einem Stadtteil wie unserem sterben die Armen früh. Manche haben sich als Handwerker, als Bauarbeiter oder ganz allgemein als Arbeiter kaputtgearbeitet. Andere sterben an ihrer Einsamkeit. Alkohol, Drogen, dem Familienstress, an diversen körperlichen Krankheiten. Die Fehlernährung tut ihr Übriges.

Die meisten Menschen sind ohne Glaube in der DDR aufgewachsen. Wenn sie bei uns mitarbeiten, tun sie das, weil die Mitarbeit den sonst leeren und frustrierenden Tagen eine gewisse Struktur gibt. Offen sagen sie, dass sie mit unseren Andachten, unserem Gott, unserem Jesus, der Kirche, dem Gottesdienst, den kirchlichen Festen nichts am Hut haben und manchmal auch nicht damit zu tun haben wollen. Trotzdem bleiben sie bei uns und diskutieren auch mit, wenn es um die Verbindung von Glaube und dem Alltag geht. Wer hier den Ton trifft, hat gute Zuhörer und kundige Diskutanten.

Jedes Jahr sind auch Menschen gestorben, die bei uns bei der Tafel mitgearbeitet, vom Gericht vermittelte Arbeitsstunden wegen Schwarzfahrens, Körperverletzung, Nazizeichen etc. abgearbeitet haben. Menschen, die wir besucht haben oder bei unseren Veranstaltungen oder einfach nur auf der Straße getroffen haben. Im vergangenen Jahr 2017 bin ich zweimal am Sterbebett von Männern gewesen, die der Alkohol und ihr kaputt machendes Vorleben schon früh in den Tod geführt haben. Von meiner Erziehung her, von der Tradition an Krankenbetten und vor allem Sterbebetten zu beten und um eine Aufnahme bei Gott zu bitten, gibt es immer eine gewisse Distanz. Du hier als Nichtchrist, als Heide, als einer, der von einem Leben nach dem Tode, von Auferstehung, von Vergebung der Sünden etc. nichts gehört hat. Was also tun?

Bei beiden Malen habe ich anders gebetet: Gott, du bist in jeder Zelle dieser Männer anwesend. Du bist kein Gott, von dem diese Menschen getrennt sind. Du bist Schöpfer. Und ich bitte Dich, dass du durch Dein hier präsent sein das Sterben und den Tod dieser Menschen begleitest. Mir geht es viel besser, wenn ich nicht die alten Bilder von Menschen, die aufgrund ihres Nichtglaubens (woher weiß ich das? Wo dockt Gott vielleicht an oder hat angedockt – nur ich weiß das nicht. Gott kann ja ganz andere Zugriffe auf Menschen haben, wenn ER in jeder Zelle ist.) in der Hölle, im Fegefeuer, in der Trennung von Gott landen.

Für manche Christen ist das ein Weg zur „Allversöhnung“ und nicht tragbar. Aber wenn Daddy Recht hat, dann kommt jeder Mensch auf

der Stufe zu Gott, auf der er sich zum Zeitpunkt seines Ablebens befunden hat.

□

Zum Schluss wird nur die Gemeinschaft überleben, die Gott vertraut. Die Gesellschaft, die nur Individuen kennt, wird in Mord und Totschlag enden. Es wird Hungeraufstände geben, Einbrüche, Übergriffe, Verwüstung, Misshandlungen. Die scheinbar so ehrbaren Bürger wird man nicht mehr erkennen. Schrebergärten werden ausgeraubt. Bürgerwehren werden sich bilden.

Es ist ungemütlich geworden. Wir gaukeln uns vor, dass alles doch so sicher ist. In Wirklichkeit sind unsere vernetzten Systeme genau nicht sicher, sondern das Gegenteil. Wir sind anfälliger gegen (weltweite) Störungen geworden wie jemals.

Die christliche Gemeinde muss sich auf diese Zeiten einstellen, sich auf Suppenküchen und auf Gewalt und Übergriffe einstellen. Ich habe die bösen Blicke schon gesehen, wenn Leute nicht das bekommen haben, was sie bei der Tafel wollten.

□

Wer im Spiegelbild Gottes nicht den Armen und den Menschen ohne Gott gesehen hat, nicht nachempfinden kann, was in Menschen abläuft, nicht in deren Blocks, deren Häusern, deren Vergnügungsstätten gewesen ist, wer nicht zugehört hat, wer nicht an konkreten Orten konkret mitgelitten hat, kann nicht nachvollziehen, was in mir vorgeht, was mich rumtreibt, was mich und meine Arbeit prägt. Sie können nicht verstehen, dass du weit rausfährst, um Menschen zu erreichen, dass Gott für dich an weit entfernten Plätzen ist. Wieviele auch unter uns halten sie sich an ihren alten Sicherheiten, an ihren Organisationen und Institutionen fest. Sie verstehen nicht, dass Gott nicht allein in ihrer Gemeinde lebt, sondern immer schon da ist, wo wir alle noch nicht sind.

In vielen Gesprächen habe ich gespürt, dass meine Gesprächspartner_innen nur logisch, scheinbar objektiv verstanden haben, so wie man

etwas über eine neue, bisher unbekannte Sache liest und es logisch und gedanklich nachvollziehen kann. Aber es hat mir ihrem Leben, ihrer Welt, ihrer Kirche und Gemeinde nichts zu tun. Deshalb rufen so viele gute Projekte, deren Arbeitsansätze, viele gute weiterführende Predigten, viele Vorträge kurzfristige Begeisterung hervor, aber mit dem nächsten Thema ist das, was vorher so begeistert hat, so schnell vergessen. Für mich waren das diese „Warme-Händedruck-Veranstaltungen“, die mich anfangs so gebauchpinselt haben, weil sie mein Engagement so geehrt und gelobt haben je länger, desto verhasster. Diese Veranstaltungen haben keine wirklichen Veränderungen initiiert und deshalb bin ich oft auch nicht mehr auf diese Veranstaltungen gegangen. Ich wusste schon vorher, dass ich nur einer war, der das Programm etwas mit Würze aufpeppen sollte, aber niemand, mit dem man nach dem Gespräch darüber reden wollte, welche Konsequenzen zu ziehen wären.

Mit dem kontemplativen Gebet kündigt sich eine andere Sicht von Welt an. In der Stille entwickelt sich langsam das Bewusstsein, dass es möglich ist, in eine „Welt“ einzutreten, die längst um mich herum präsent ist, in der ich mit-lebe, auch wenn ich mir den Tag über dessen nicht unablässig bewusst bin.

In dieser Welt habe ich nichts zu sagen. Was da ist, umfängt mich, ist Neuland. Es ist nicht mehr wie das Gebet, das ich bisher gebetet habe, allein oder in Gemeinschaft. Diese „Welt“ hat keinen Anfang, denn sie ist schon da, wenn ich zusteige. Sie hat kein Ende, nur weil ich jetzt aufhöre, mir dieser anderen Welt bewusst zu sein. Bisher habe ich diese transzendente, metaphysische Welt zu- und abgeschaltet. Jetzt lebe ich in einem Fluss, der fließt, ob ich das wahrnehme oder nicht.

Erst langsam erscheint es mir ganz logisch, dass ich schweigen muss, ja sogar will. Meine eingespielten Gebetsformeln sind dröge geworden, weil sie nicht mehr in der Lage sind, auszudrücken, was sich verändert. Wenn sich etwas aus dieser jenseitigen Welt (in der ich bereits lebe) für mich öffnen soll, haben mein Wissen, meine Erfahrungen, meine Traditionen auf weniger als einem Stecknadelkopf Platz. Was ich bisher verstanden und wahrgenommen habe, ist nicht viel mehr als nichts.

□

Vielleicht ist es sogar Selbstbetrug, die wenigen sichtbaren Erfolge des christlichen Glaubens (als ob wir das Alleinvertretungsrecht des Reiches Gottes hätten!?) als die großen Schritte verkaufen.

Natürlich kann es aber auch sein, dass ich einfach (noch) nicht sehen kann, was im Hintergrund abläuft. Es kann ja durchaus sein, dass der IS nichts anderes ist als die Vorhut Gottes im Islam. Dass der IS klar macht, dass Glaube so nicht sein kann, dass so ein Gott eine Schimäre ist und viele Muslime neu nach Gott zu suchen beginnen. Wer weiß, ob wir Christen unser lahmes Christentum plötzlich als Hinweis zu sehen bekommen, dass

wir wieder auf Punkt Null zurück müssen, dass Jesus so nicht verstanden werden will.

Noch sehe ich nicht oder kaum die Mitschwester und -brüder, die in einer Kirche, die wie unser Staat „nur auf Sicht fährt“ um den 2. Blick Gottes auf die unsere Zeit bitten. Noch will kein OKR ein Büro im Armenviertel, in einer Flüchtlingsunterkunft. Aber vielleicht ist auch das viel zu kurz gesprungen. Vielleicht sind es gerade nicht die kirchlichen und freikirchlichen Institutionen, die sich auf einen anderen neuen Weg machen. Das Reich Gottes wird erst entstehen, wenn uns das Volk (übrigens ohne die Unterscheidung reich – arm) „jammert“, weil sie alle eine Herde ohne Hirten geworden sind.

□

Fassungslosigkeit ist kein Ergebnis des Geistes Gottes.

□

Wir sind Gottes Menschen. Etwas anderes könnte der Schöpfer auch nicht sagen. Es ist logisch, solange man einen Gott als Schöpfer akzeptieren kann.

„Mission“ heißt dann: den Menschen verkünden, dass sie alle Kinder des einen Schöpfers sind. Wir können sie bitten, auf die Stimme des in ihn angelegten „Organs“ zu hören und ihr „Ich“ an der Kasse abzugeben. Gott will in uns ganz Gott werden und das vor die Tür schieben, was nur dem Ego Futter gibt.

„Mission“ hat bisher zwischen „UNS“ und „DENEN“ getrennt. Diese Einteilung ist unstatthaft, weil wir den anderen sagen: ihr seid nicht Gottes Kinder und Geschöpfe.

□

Mein ganzes Leben hat ein zentrales Ziel gehabt: Menschen auf alle möglichen Weisen auf Jesus neugierig zu machen. Früher zu vehement und stürmisch. Später offener und entspannter. An Orten, wo andere nicht hingehen wollten und auch als Christ vor Mitarbeitern und Behörden. Das „Licht“ sollte nicht verhüllt werden, auch dann nicht, wenn es darum ging die Worte zu finden, die meine Gesprächspartnerinnen und –

partner verstehen konnten. Da, wo dieser Jesus im Reden und Handeln verhüllt werden, schamhaft draußen gehalten werden sollte („ist das die Aufgabe unserer Kirche und/oder Gemeinde?“) bin ich weitergezogen. Ich hatte nie Zeit für eine bestimmte festgelegte Art des Christseins, der christlichen Tradition, für eine bestimmte Art der Frömmigkeit, wenn sie nur für ein Biotop, eine bestimmte Gruppe sein sollte.

Ich bin von Herzen dankbar, dass sich in den vergangenen Jahren bis heute eine immer offenere, weiterführende Einstellung entwickelt hat. Ich bin neugierig geblieben. Dabei hat sich eine Tür geöffnet für einen Gott für alle, über alle Grenzen hinweg, einen Gott, der in Jesus seine unendliche Nähe zu uns Menschen deutlich gemacht hat.

Unsere Grenzen sind nicht Gottes Grenzen. Unsere Christentümer, unsere Konfessionen weisen nur auf den „Mond“ hin. Der „Mond“ sind sie alle nicht.

□

Wenn die Basis der westlichen Philosophie und Theologie die „Substanz“ ist, die „Individualität“, die „Rationalität“, dann ist es kein Wunder, dass Gott und Mensch so schwer zusammenkommen. Dann verstehen wir nur schwer, was es heißt, wenn Jesus sagt: „Ich und der Vater sind eins“ und wenn wir als Schwestern und Brüder von Jesus vollen Anteil an Gott haben sollen. Natürlich kann man dieses Einssein mit Gott theologisch beschreiben. Aber ohne eine Beziehung zu Gott, zu Jesus, dem Heiligen Geist wird diese logische, intellektuelle Theologie zu keiner erlebbaren Wirklichkeit. Ich kann mir ein Wissen aneignen, mir eine Systematik zurecht legen, aber ohne eine Erfahrung bleibt dies alles spröde.

Für mich zeigt sich auch nach meiner Jahrzehnte langen Erfahrung, dass es ein zentrales Versäumnis war, Menschen nicht zu einer Gebetspraxis anzuleiten. Unsere Glaubenskurse, die Alphakurse waren Versuche, den Glauben als ein Lehrgebäude zu vermitteln.

Erst Inhalt und Kontemplation zusammen werden zu einem spirituellen Wachstumsweg. Es erstaunt mich nicht, dass die Klöster Zulauf haben, dass

Menschen sich Zen lehren lassen, dass der Weg des Buddha so viele Anhänger hat. Sie lehren Wege, die zu einer Einheit mit Gott führen sollen. Wenn ich bei amazon das Stichwort „Mystik“ anklicke, erhalte ich 65 Seiten mit Büchern. Haben wir das nicht registriert? Haben wir nicht gemerkt, dass uns die Leute ausbleiben?

□

Albius. Rupert Neudeck, Gefährliche Erinnerungen an ein Leben wie Feuer, 2018, 244

„Seit ungefähr zwanzig Jahren bin ich jemand, der geheilt von den großen faustischen Aufgaben und Anforderungen ist. Ich weiß, ER hält Himmel und Erde zusammen. Wir werden uns alle mal wiedersehen. Dass mir dieses Bewusstsein geschenkt worden ist – das schätze ich am Christentum. Nicht mehr und nicht weniger.“

□

Saviano/di Lorenzo. Erklär mir Italien, Wie kann man ein Land lieben, das einem zur Verzweiflung treibt?, Köln 2017

„Für jene Menschen, die ohnehin nichts zu erwarten haben, bedeutet es nicht viel, einen zu wählen, der das System zerstören will.“ (76)

„Und die Politik, die immer schwächer und verfahrenener wirkt und immer auf der Suche nach Wählerstimmen ist, hat jeden Weitblick, alle Visionen aufgegeben, sie versucht nur noch, Sympathien zu erheischen.“ (a.a.O., 121)

□

Evangelium nur systemkonform geht nicht!

□

An der Kreuzung zwischen dem alten Weg und dem neuen Weg steht kein Gott, der uns das Märchen erzählt, dass es weiter geht wie bisher. Nein, das steht ein Gott, der sagt: Du wirst dich trennen müssen! Das wird dir wehtun! Du wirst

Angst bekommen! Es wird anders werden wie auf dem alten Weg! Du wirst Schmerzen haben!

Diese Erkenntnis ist mit der Grund, dass die alten Tagebücher zwar lehrreich sind, aber immer wieder die Bedeutung verloren haben und in der Schredder gehören. Seit ich die letzten Wochen in der Bergpredigt gelesen habe, spüre ich, das Christsein mit Leid zu tun hat. Die Zukunft wird solches auch bereit haben.

□

WIR DENKEN UNS NICHT IN EIN NEUES LEBEN EIN, SONDERN LEBEN UNS IN EIN NEUES DENKEN (Wallis)

□

Zu Johannes 2.1-12, Die Hochzeit zu Kana

Was da in dieser Geschichte passiert, ist einfach der Hammer. Es übersteigt alles, was religiöse und moralisch hochstehende Menschen tun würden. Aus Wasser wird Wein, in den Krügen zur rituellen Waschung. Jesus zeigt sich hier in einem Maße nah bei den Menschen, dass uns Religiösen die Luft ausgeht. Jesus ist kein spiritueller Überflieger mit verzücktem Gesicht. Er scheint zu wissen, dass eine Hochzeit ohne genügend Wein als die „mit dem schlechten, unorganisierten Gastgeber“ in die Geschichte der Verwandten und Freunde eingehen wird. Jesus scheint kein Problem zu haben, dass einige besoffen nach Haus gehen und morgen einen schweren Kater haben werden. Ich hätte sicher nichts verwandelt, das die Leute zum Weitersaufen animiert hätte. Bei Jesus ist nichts von der hochnäsigen Ablehnung der Moralisten gegenüber dem normalen Volk zu spüren. Jesus und Sebastian Silbereisen, Jesus beim Karneval, auf dem Fußballplatz, beim Bierfest, in der Kneipe, auf dem Markt.

Wenn ich die Augen zumache und an dieses Fest denke, strahlen fröhliche Farben auf: helles Grün, helles Blau, knalliges Gelb, fettes Rot. Ich möchte wie zum Schluss dieser Geschichte mit Jesus mitlaufen. Mit diesem Haufen von Leuten, die noch gar nicht wissen, was mit ihnen geschieht. Aber ich spüre für mich selbst: diese alte dunkle Zeit ist vorbei. Ich will nur noch dahin mitgehen, wo alle am Tisch Gottes Platz haben können.